

Holiday on Ice

Willkommen auf einem der schönsten Zeltplätze der Welt, einer Eisscholle auf der Höhe von Tasiilaq, die mit rund 15 Kilometern am Tag die Ostküste Grönlands hinabtreibt

Alles treibt, alles fließt, nichts hat Bestand in dieser wundersamen Welt aus weißen Scherben



Willy Bauer strahlt. Er ist dort, wo er seit Jahren sein möchte – mitten im Treibeis. Und sendet Grüße an die ferne Heimat

Ein Schiff, es ist die Hansa, tastet sich durchs Eis. Die Schollen drängen heran und gleiten davon, schwappen knirschend an den Rumpf der Schonerbrigg und schwimmen lautlos fort, kommen zurück, umschließen das Schiff, umklammern es fest und immer fester, um abermals zurückzuweichen und Kanäle stillen Wassers freizugeben. Alles treibt, alles fließt, nichts hat Bestand in dieser wundersamen Welt aus weißen Scherben.

Zum Nordpol wollen sie, die 14 Männer der Zweiten Deutschen Polarexpedition im Jahr 1869, quer durchs „eisfreie Polarmeer“, von dem in jenen Jahren viele Geographen träumen. Es existiert nicht. Schon im August werden die Umarmungen der Schollen zudringlicher. Beängstigendes Schieben und Krachen im September. Bis schließlich, am 22. Oktober 1869, die Hansa in einer gewaltigen Pressung leckschlägt und gurgelnd in die Tiefe sinkt. 14 Männer bleiben zurück. Auf einer Scholle, im Nirgendwo des Packeises, weit nördlich vor der Ostküste Grönlands.

135 Jahre später, an einem milden Julitag des Jahres 2004, steht Willy Bauer, Bäckermeister im Ruhestand, auf einer Eisscholle vor Ostgrönland und schaut

hinaus in den Polarstrom. Zwischen Streifen dunklen Wassers treibt Eis, unübersehbar viel Eis, vom Wind, den Wellen und der Sonne zu fantastischen Skulpturen geformt. Hier ein Schneckenhaus. Dort ein Amboss. Weiter hinten, ragt da nicht eine Kirchturmspitze aus dem Wasser? Und draußen im Polarstrom: schneeweiße Mehrfamilienhäuser, Kirchen, Ritterburgen – allesamt Eisberge, Majestäten des Packeises, die stolz nach Süden ziehen, ihrem Verschwinden entgegen.

Bauer dreht sich um. Ein paar Zelte stehen da, mit Eisschrauben an die Scholle geheftet. Sie ist so groß wie ein Fußballfeld. Es gibt einige hellblaue Schmelzwassertümpel, einen Presseisrücken, vielleicht drei Meter hoch, und einige orangefarbene Tupfer. Bauer zählt sie, es müssten sieben sein, stimmt: sieben leuchtende Schwimmwesten von sieben Reisenden. Sie stehen herum und schauen, sitzen oder liegen auf isolierenden Gummimatten, schweigen jedenfalls, versunken in das Panorama. Denn sie sind hier, um zu empfinden.

Es gibt nur ein Ziel: Überleben. 400 Pfund Brot und 60 Pfund Speck schleppen die Männer der Hansa gerade noch rechtzeitig auf ihre Scholle, ihre Jacken aus Büf-

felpelz und die Zündnadelgewehre, den Brantwein und die Bücher. Und verstauen alles in einer Hütte, die sie aus Presskohle gemauert haben. Daneben, vertäut, die Beiboote König Wilhelm, Bismarck und Hoffnung. Hoffnung?

„Unsere Lage bietet, von welcher Seite wir sie auch betrachten, nur zu wenig Aussicht auf Errettung“, schreibt der Zweite Steuermann Wilhelm Bade am 31. Oktober 1869 in sein Tagebuch, „angewiesen auf eine jämmerliche Hütte, die auf einer gebrechlichen Eisscholle steht, welche jeden Augenblick zertrümmern kann, 900 Meilen entfernt von Kap Farvel, wo wir erst hoffen dürfen, bestimmt Menschen anzutreffen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auf unserer Scholle auszuhalten und auf ihr südlich zu treiben. Zerbricht sie unter uns, nun, dann ist freilich alles aus.“

Sie driften zügig die Küste hinunter, angetrieben vom Polarstrom, ihrer Rettung entgegen – oder ihrem Untergang. Auf Wärme müssen sie hoffen, damit sie ihre



Fünf Menschen untersuchen eine Scholle. Ist sie stabil Hat sie irgendwann ein Eisbär als Floß benutzt?

genug? Wie alt mag sie sein?

Boote aussetzen können, die Wärme müssen sie fürchten, weil sie ihr Floß abtaut. Mit jedem Kilometer schrumpft ihre Insel. Mit jedem Kilometer wächst ihre Hoffnung. Der Kampf beginnt.

Bäckermeister Bauer schlendert los zu einem Kontrollgang um die Insel, er hat Wachdienst. Erbsengroße Körner knirschen unter seinen Stiefeln, Spuren der allmählichen Zersetzung des Eises. Vom Schollenrand tropft Sickerwasser, darunter, in den Brandungskehlen, nagen Wellen. Alles kündigt von Vergänglichkeit. Eben ist ein großes Randstück, seiner Stütze beraubt, knallend abgebrochen und hat die Insel minutenlang schwanken lassen.

Doch jetzt ist wieder alles still. Nicht lange, nachdem die Reisenden mit dem Aufstellen ihrer Zelte die Insel in Besitz genommen haben, sind alle in ein andächtiges Schweigen verfallen, eine sprachlose, fast schon fromme Erschütterung. Das we-

nige, was gesagt werden muss, wird bald geflüstert, und nun hängen alle ihren Gedanken nach. Warten. Horchen in die Stille und beobachten das geisterhafte Spiel der Schollen.

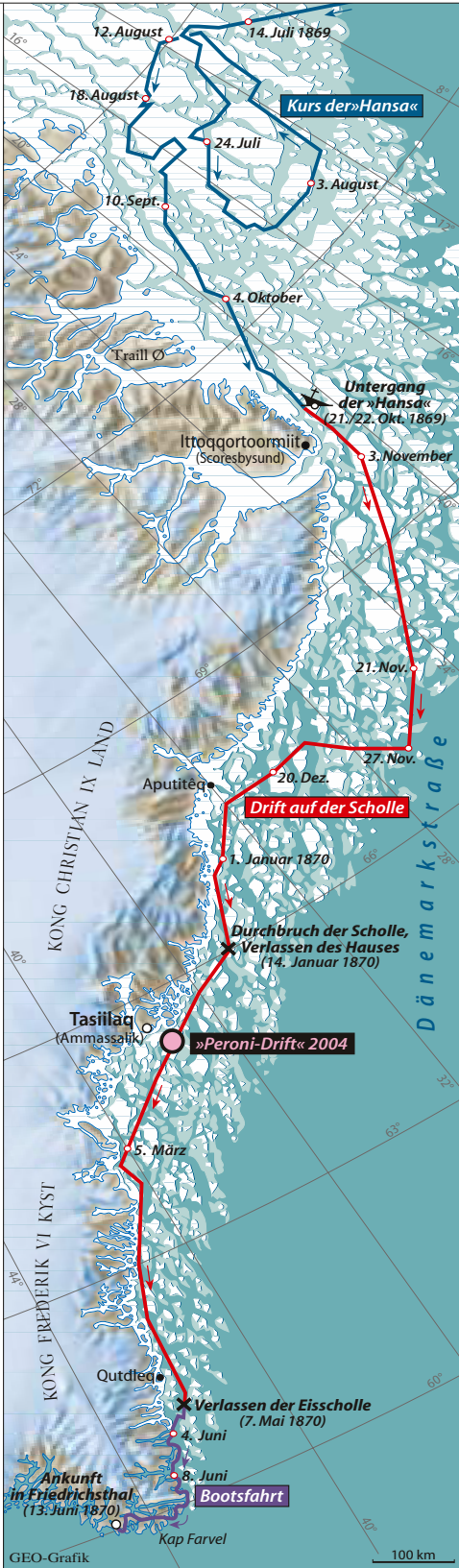
Die Reisenden: Einer ist einmal ohne Geld von Deutschland nach Albanien gewandert und kauft jetzt hauptberuflich teure Fernreisen für einen großen Veranstalter ein. Er hat sich in die schroffen, schneebedeckten Küstengebirge versenkt und fragt sich, warum so ein starker Sog von ihnen ausgeht. Eine Frau, sie ist Chefstewardess, hat sich die Gegenrichtung vorgenommen, das alabasterne Trümmerfeld des Polarstroms, und denkt, dass sie noch oft an diesen Anblick denken wird; sie ist ergriffen.

Ihr Mann, Lehrer für Fallschirmsprung und Tai Chi, hat eben seine Winterjacke aus- und ein rotes Leibchen angezogen, ist in Position gegangen, hat aber gleich wieder aufgegeben. Es sei zu kalt für Tai Chi, sagt er, es fließe keine Energie. Robert Peroni, der Reiseleiter, hält in seinem Zelt Siesta. Seine beiden blonden Helferinnen sitzen tuschelnd auf dem Presseisrücken. Ein Journalist macht mit klammen Fingern Notizen. Mortaa, der Fahrer, hantiert in seinem hölzernen Kabinenboot. Elke heißt es.

Bäckermeister Bauer hat derweil den Presseisrücken überquert, ganz vorsichtig, ist wieder hinuntergeschlittert und schaut jetzt hinaus in den Polarstrom. Steht da und träumt. Wie gern er weiter draußen wäre. Weit, weit draußen. Um ins Nirgendwo zu driften, nur eine Spur aus Wassertropfen hinterlassend. Den Elementen ausgesetzt. Der Natur so nah wie nie zuvor in seinem Leben.

Was hätten die Männer der Hansa wohl dazu gesagt, dass man 135 Jahre nach ihrem Unglück freiwillig ins Treibeis reist? Dass man die geborstenen Eisflächen nicht reizlos, sondern schön findet?

Immer kürzer werden die Tage, immer düsterer wird die Welt. „Die Kohlenwände unseres Hauses, der Dunst der frei brennenden Petroleumlampe, die stänkernde Asche aus dem Ofen tragen alle zur Ver-



Die Männer der Hansa überstanden 1400 Kilometer Verzweiflung, Angst – und Langeweile

Sie wollen dieses Meer erleben, das Segelschiffe in Schrotthaufen verwandelt und Schneid in Demut

dunkelung der Haut bei“, notiert Steuer-
mann Bade. Doch es gibt Lichtblicke. Zu
Heiligabend basteln sie einen Weih-
nachtsbaum aus einem Reisigbesen und
behängen ihn mit Lametta, das sie aus ei-
ner Mehlkiste geschnitten haben. Wie be-
haglich da ihre Hütte wirkt. Gemütlich wie
ein Hamburger Austernkeller.

Am 3. Januar 1870, in tiefster Polar-
nacht, kommt Sturm auf. Bade: „Während
ich dies schreibe ist es 2 Uhr nachmittags,
vielleicht schon nach 2 Stunden ist keiner
mehr von uns am Leben. Unser Eisfeld ist
in Zertrümmerung begriffen und wird zu-
sehends kleiner, das Verderben naht sich
mit fürchterlicher Schnelligkeit.“ Reglos
liegen die Männer da, Brotbeutel, Gewehr
und Schneeschuhe neben sich. Und hören
schweigend zu, wie ihre Scholle in Stücke
gehauen wird.

Zwei Wochen dauert der Sturm. Am
14. Januar, in einem Inferno aus Eis und
Wind, zerbricht die Insel mitten unter
ihrem Haus. Die Männer flüchten ins
Freie und legen sich im dichten Schnee-
sturm neben ihre Boote, ihre letzte De-
ckung vor dem Orkan. „Wenn das letzte
Eisstück unter unseren Füßen zertrümmert
ist, wir vielleicht in Spalten fallen und
Arme oder Beine vom Eise zerquetscht
werden, ist es dann noch Feigheit oder
Sünde, sich eine Kugel durch den Kopf
zu schießen?“ So liegen sie da und warten
auf das Ende. Minute um Minute, Stunde
um Stunde.

Tag um Tag. Regen, immer neuer Regen.
Eine halbe Woche lang saßen Willy Bauer
und die anderen Reisenden anfangs in Ta-
siilaq fest, ehe sie hinaus auf ihre Scholle
konnten. Immer unerträglicher wurde ih-
nen das Warten, immer dunklere Schicht-
wolken zogen in den Fjord, verschluckten
die Berge und hüllten die bunten Häuser in
dichten Niesel. Sie blickten ungeduldig
aus dem Fenster, spielten Karten, und Bau-
er, 65 Jahre jung, erzählte, dass er zuletzt
die Wüste Takla Makan bereist habe. Ihn
interessierten „die Naturkräfte“.

Einmal hat er einen Vortrag von Robert
Peroni gehört. Dem Grenzgänger, dem As-

keten, dem Philosophen der Extreme, der
1983 Grönland an der breitesten Stelle
überquert hatte, ein dreimonatiges Ringen
mit dem Tod. Jahre später stand Peroni
in einem Vortragssaal, zeigte seine Farb-
dias und raunte, man müsse lernen, mit
dem Herzen zu sehen. . . Auf Willy Bauer
wirkte das wie eine Droge. Als er hörte,
dass Peroni 2003 zu einer Eisinsel-Drift
einlade, meldete er sich sofort.

Robert Peroni ist 60 Jahre alt, hager,
groß, grauhaarig und zerfurcht. Er spricht
leise und lächelt viel, er wirkt sanft und
überlegen. Ein Magier. Auf jener Reise
aber entpuppte er sich als pedantischer
Egomane, der Teebeutel abzählen ließ für
die vermeintliche Expedition, die nie statt-
fand. Die Wellen waren zu hoch, die

Schollen zu klein, aber das verschwieg
ihnen Peroni bis zuletzt. Übellaunig flog
Willy Bauer damals zurück nach Mün-
chen. Doch als ihn Peroni Ende 2003 frag-
te, ob er noch einmal mitkomme, hinaus zu
den Schollen, da zögerte Bauer nur wenige
Minuten. Er wollte dieses Meer erleben,
das Segelschiffe in Schrotthaufen verwand-
elt, Schneid in Demut und stolze Polar-
forscher in rußgeschwärzte Überlebende.
Er buchte erneut.

Und dieses Mal hatte er Glück: Am
vierten Morgen klarte es auf.

Jetzt steht er auf der Scholle, sacht
schwankt sie im Polarstrom. Er weiß nicht,
was er denken soll. Nach all dem Wün-
schen und dem Warten. Ist das hier das,
wonach er sich so lange gesehnt hat? Man

müsste doch viel weiter draußen sein, dort,
wo vom Land nichts mehr zu sehen ist.
Hinausdriften, tage-, wochenlang. Den
Gefahren, den Stürmen trotzen. Hinaus
zum Nullpunkt, zum Endpunkt, hinter
dem nur noch der Tod lauert. Er weiß, dass
es unmöglich ist. Wie käme man von dort
zurück? Was, wenn es wirklich brenzlig
würde? Der Spalt, der sich da aufgetan hat,
zwischen seinen Wünschen und den Mög-
lichkeiten, irritiert ihn. Dieser Zwie-Spalt,
den so viele Abenteuerreisen haben.

Helles Entsetzen, kalte Angst: Die Schol-
le, nur noch 250 Schritte groß, rast auf
einen Eisberg zu, wieder droht das
Ende, wieder bleibt es aus. Dann, im März
1870, nach 140 Tagen Drift, wird einer der



Die Abendsonne kommt hervor und lässt das Weiß-Blau des Treibeises aufleuchten –
und einer aus der Gruppe versucht die Kälte mit Tai Chi zu bekämpfen



Nachts lassen die Schollen-Reisenden ihre Schlafsäcke offen und behalten ihre Schuhe an, genau wie
die Rettungswesten – falls doch etwas passieren sollte. Immer dichter wird derweil das Treibeis

Männer wahnsinnig. Dr. Buchholz, der
Wissenschaftler, war den anderen gleich
durch seine Melancholie aufgefallen. Ver-
räter!, brüllt er jetzt, in einem Anfall von
Raserei, gemeine Verräter! Ich habe ge-
nug! Ich gehe! Und marschiert los und
stürzt sich ins eisige Wasser.

Sie retten ihn. „Sein Aussehen wird im-
mer bedenklicher, obgleich wir die Hoff-
nung noch nicht aufgegeben haben, dass
vielleicht die zeitweise Tobsucht in einen
gutartigen, harmlosen Wahnsinn überge-
hen wird“, notiert einer der Männer.
Nachts hält der Kapitän den Wissen-
schaftler in einem Verschlag neben seinem
Bett gefangen, tagsüber lässt man ihn viel
an der freien Luft spazieren. „Ein Mann ist
ihm beständig zur Seite, der eine Leine,
welche Dr. Buchholz um den Leib gebun-
den ist, ständig in den Händen hält, um
plötzlichem Entspringen vorzubeugen.“

Was ist es, dass den Wissenschaftler so
verwirrt hat? Niemand weiß es. Vielleicht
hat die fortgesetzte Todesangst seinen
Geist vernebelt. Oder es war die Leere, die
ihn so verwirrt hat.

Diese endlose, geisterhafte Eisfläche.
Diese gleichgültige Wüste aus weißen
Kristallen, dieser 100 Kilometer breite,
schrundige Lindwurm aus Schollen, der

sich mit 15 Kilometern am Tag an Grön-
lands Ostküste hinunterwindet und 2800
Kubikkilometer Eis pro Jahr nach Süden
befördert, Eis, das im arktischen Becken
gefroren ist, einige Jahre den Pol umkreiste
und dann in den ostgrönländischen Polar-
strom eintrat, erst die Framstraße, dann die
Dänemarkstraße passierte, hinter welcher
der Meeresboden mehr als 3000 Meter
hinabfällt, jede Sekunde fünf Millionen
Kubikmeter eisigen Wassers in die Tiefe
saugend, mehr als in allen Flüssen dieser
Welt, und so den Lindwurm an der Ober-
fläche antreibt, dieses stahlharte Unge-
heuer, voller Rippen, Wülste, Stauchzo-
nen, Primär- und Sekundäreis, Festeis,
Treibeis, Packeis, allochthonem, autoch-
thonem Meereis. . .

Vielleicht hat Dr. Buchholz all das ir-
gendwann nicht mehr ertragen.

Es gab das Versprechen, die Welt für
einige Tage zu verlassen. Die Aussicht,
sich für eine Weile im Nichts des Treib-
eises zu verlieren und dabei auch sich
selbst zu finden. So eine Drift, hatte Robert
Peroni erklärt, sei schließlich eine „Expe-
dition mit dem Kopf, mit dem Herzen und
mit der Seele“. Und die Scholle ein „Stu-
dienraum“, in dem „Freiräume des Geis- ➤

Sind Schollen »Energieplätze im Eis«?



Reiseleiter Robert Peroni hat Grönland an der breitesten Stelle durchwandert. Seither weiß er, wie wichtig warme Füße sind – seine aluminiumbedampften High-Tech-Stiefel kosten 600 Euro

tes“ erfahrbar würden. Sich treiben zu lassen, heiße das nicht, loslassen zu können? Leuchteten die Schollen nicht derart intensiv, dass sie „erleuchtet“ seien? Für ihn jedenfalls seien sie „Energieplätze im Eis“.

Es wird Abend. Die Sonne, lange hinter einer hohen, dünnen Wolkenschicht verborgen, kommt hervor und verzaubert die Landschaft. Zeit für das Abendessen. Es gibt „Peronin“, Astronautennahrung mit Vanillegeschmack, die zwar nicht satt macht, aber äußerst nahrhaft ist, ein halber Liter Sauce entspricht einer vollen Mahlzeit. Künstliche Nahrung für Expeditionen, wenn es auf jedes Gramm Gewicht ankommt. Und dieses ist ja eine Expedition – „mit Kopf, Herz und Seele“.

Spürt ihr etwas?, fragt jetzt einer der Reisenden. Alle lachen. Nein, niemand spürt etwas, und die Frage danach ist ein ständig wiederkehrender Witz. Niemand hat die „Freiräume des Geistes“ betreten, von denen Robert Peroni zuvor so suggestiv zu schwärmen wusste. Nun spottet man über diesen esoterischen Unsinn. Aber klingt nicht auch Enttäuschung durch? Fast scheint es so, als habe man doch auf eine existenzielle Erfahrung gehofft. Auf eine profane Erleuchtung im Eis.

Es wird Nacht. Aber es wird nicht dunkel. Der hohe, nun fast wolkenlose Himmel färbt sich orangefarben, hellblau, dunkelblau und grau, verdoppelt vom glatten, stillen Meer. Erst gegen Mitternacht verblasst die Farbenpracht, und eine schattige, blaue, geheimnisvolle Dämmerung breitet sich über das Eis.

Die Scholle hat jetzt Fahrt aufgenommen und driftet einem riesigen Eisberg entgegen, der scheinbar unbeweglich daliegt. Er ist glatt und hoch und weiß, ein gewaltiges, gekipptes U, ein märchenhafter, formvollendeter Palast. Lautlos gleitet die Scholle heran, für einen Augenblick verschwindet die Welt, es gibt nur noch diese bläulich-weiße, gleichmäßige, feste Wand, diesen glatten Berg aus blauem Eis, und als er vorübergezogen ist, sieht man dahinter schon die Morgenröte leuchten.

Gegen fünf Uhr morgens, nach nur 20 Stunden auf der Scholle, stellt sich Mortaa, der Grönländer, auf das Dach seines Kabinenbootes, beginnt laut zu rufen und die Fäuste zusammenzuschlagen. Die Geste ist klar. Die Schollen drängen heran, das Eis schließt sich und bedrängt sein Boot. Widerwillig schälen sich Willy Bauer und die anderen aus ihren Schlafsäcken. Beginnen, die Zelte abzubauen. Ob man nicht

noch bleiben könne? Robert Peroni schüttelt den Kopf. Es wäre zu gefährlich.

Vier Boote fahren heimwärts. Drei heißen *König Wilhelm*, *Bismarck* und *Hoffnung*. 14 bärtige Männer mit verbrannten Gesichtern sitzen darin, bekleidet mit verklumpten Pelzen und zerschlissenen Schuhen. Voller Freude, voller Wehmut haben sie Anfang Mai die Scholle verlassen, auf der sie in 200 Tagen 1400 Kilometer weit nach Süden gedriftet sind. Bald werden sie die Missionsstation von Kap Farvel erreichen und am 3. September 1870 Hamburg. Alle 14 haben überlebt, gezeichnet, aber unversehrt, sogar Dr. Buchholz geht es besser. Doch kaum jemand bemerkt sie. Das Deutsche Reich feiert den Sieg in der Schlacht von Sedan, wen interessieren da 14 zerlumpte Polarforscher? Und schon bald wird sich Staub auf ihre Tagebücher legen, sanft wie fallender Schnee, und stetig werden die Männer der *Hansa* dem Vergessen entgegentreiben, wird verblasen, was sie erlebten. Ihr Schiffbruch, ihre Drift, ihr ... Abenteuer?

Das andere Schiff heißt *Elke*. Ein Grönländer steht am Steuerrad, er kurbelt wild hin und her, die Schollen liegen dicht an dicht, manche Durchlässe sind kaum breiter als das Boot. Die Männer und Frauen darin sehen müde aus. Sie tragen farbige Jacken und gute Stiefel, sie schweigen. Sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Sie sind sich nicht sicher, was diese Reise zu bedeuten hat. Doch nicht lange, und sie werden von ihrer Scholle zu erzählen beginnen, und je öfter sie davon erzählen, desto klarer wird ihnen: Es ist eine gute Geschichte. Und irgendwann, Monate später, wird Willy Bauer sagen: Es war eine schöne Reise. I



Auch Heftredakteur Ariel Hauptmeier, 35, denkt oft zurück an die kleine Scholle im großen Meer. Die *Hansa*-Tagebücher entnahm er dem Band „200 Tage im Packeis“ von Reinhard A. Krause.